



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von der spanischen Nordküste.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von der spanischen Nordküste.

Wie sehr auch seit den letzten Jahrzehnten die ganze Erde von Neu- und Wißbegierigen nach allen Richtungen durchzogen worden ist, so enthält doch selbst unser Welttheil noch manchen entlegenen Winkel, der, ob auch noch so reich an Schönheiten und Interesse, doch selten einen Gast aus der Ferne anlockt und wohin die ausgetretenen Bahnen der Touristen nicht reichen. In einen solchen und zwar einen, der wahrhaftig nicht zu den reizlosesten Theilen des westlichen Europas gehört, nämlich an die nördliche Küste der pyrenäischen Halbinsel, führten mich meine persönlichen Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1857 und fügten es, daß ich seitdem meinen bleibenden Wohnsitz dort nahm.

Der bequemste und kürzeste Weg dahin führt von Paris aus über Nantes, welches mit Santander durch eine Dampfsbootlinie in regelmäßiger Verbindung steht. Da aber der der Winterszeit wegen auf eine einmalige Fahrt im Monat beschränkte Dienst auf derselben mich zu langem Verweilen in Paris genöthigt haben würde, so fuhr ich nach Bayonne, in der Hoffnung, dort eine günstigere Gelegenheit zum Weiterkommen zu finden. Allerdings vermittelt ein spanisches Dampfsboot allmonatlich einmal die Verbindung zwischen den wichtigsten Punkten der spanischen Nordküste bis nach Coruña; wollte ich jedoch nicht wenigstens acht Tage auf seine Abfahrt warten, so blieb mir nichts übrig, als zu Lande weiter nach Bilbao zu gehen, und man machte mir Hoffnung, daß ich dort ein zeitiger abgehendes Boot treffen würde. Denn ich hatte einmal den lebhaften Wunsch, zur See zu reisen, um nicht in der Post den gewaltigen Bogen machen zu müssen, den die Straße nach Oviedo über Burgos, Valladolid und Leon beschreibt. Die Fahrt nach Bilbao in der Diligenza auf den ihrer Vortrefflichkeit wegen mit Recht berühmten Straßen Biscayas ging so rasch und gemächlich von statten, daß ich die abschreckenden Vorstellungen von Reisen in Spanien ins Reich der Fabel zu verweisen anfang, freilich nur um schon in den nächsten Tagen desto gründlicher überzeugt zu werden, wie sehr sie gegründet sind. Bald kamen uns die

schwarzen, schroffen Gipfel der Pyrenäen zu Gesicht. Trotz des Novembers war die Luft frühlingstau, Bäume und Sträucher noch belaubt, Wäldchen von Kastanien und immergrünen Eichen säumten stellenweise die Straße. So gelangten wir auf die angenehmste Weise nach Trun, wo uns die allgemeine Passrevision belehrte, daß wir nunmehr das Reich Ihrer katholischen Majestät betreten hatten; nicht minder deutlich bewies die scharfe Scheidung der französischen von der spanischen Sprache, daß die Grenze uns nunmehr im Rücken lag. Vor Einbruch der Nacht waren wir in San Sebastian und setzten unsere Reise von da am andern Morgen fort. Bis zu dem Städtchen Drio läuft die Straße in geringer Entfernung vom Meere hin, von da an dringt sie, sich landeinwärts wendend, in ein wildes Gebirgsland ein. Einige der Berg- rücken, welche sie übersteigt, sind so steil, daß dem Postwagen noch vier Ochsen vorgelegt werden mußten, um sie zu bewältigen. Diesen Charakter behielt die Gegend bis nach Bilbao, welches wir am Abend erreichten. Abermals Gepäckrevision. Die Mühe, die es mich hier, mehr noch als in Bayonne, kostete, Genaueres über den Cours der Dampfboote nach dem Westen zu erfahren, berechtigte zu keinem befriedigenden Schluß auf seine Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit. Der Anblick der kleinen, schmutzigen und winkligen Stadt bot geringen Ersatz für meine Ungeduld. Erst am folgenden Tag gelang es mir zu ermitteln, daß das nächste Schiff nicht vor drei Tagen abgehe. Drei Tage in Bilbao, wo schon einer hingereicht hatte, mich tödtlich zu langweilen! Allein der Zufall, dieser mächtige Gott der Reisenden, schien sich meiner erbarmen zu wollen. Zwei Spanier, deren Bekanntschaft ich in der Fonda gemacht hatte, beide aus den südlichen Provinzen gebürtig, boten mir, durch meine Verlegenheit zum Mitleid gestimmt, einen Platz in ihrem Wagen an, den sie zu einer Reise nach Santander gemiethet hatten. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihn dankbar annahm.

Mit Wein, Brot und Fleisch hinreichend versehen, brachen wir noch am nämlichen Tage auf. So langsam auch die Fahrt ging, — denn dasselbe Gespann diente uns für die ganze Fahrt, — so wurden wir doch, da der Wagen nicht in Federn hing, auf der schlechten Straße kläglich gerüttelt und geschüttelt. Sie wand sich durch wildes, fast unbebautes Gebirgsland, immer höher stiegen wir aufwärts, der Regen, der uns schon seit unserer Abfahrt begleitete, verwandelte sich in Schnee. Plötzlich wurden durch das Geflöber hindurch die Umrisse menschlicher Gestalten sichtbar, die auf unsern Wagen zukamen, und schon stiegen in mir Erinnerungen an die schrecklichsten spanischen Räubergeschichten auf, als sie sich als friedsame Carabineros (Zollwächter) erwiesen. Trotz Kälte, Regen und Schnee wurden wir angehalten, Wagen, Gepäck und Taschen visitirt, bis sie sich von der Harmlosigkeit derselben, vermuthlich auch von der Unzugänglichkeit unserer Börsen, die sich

nicht öffnen wollten, überzeugt hatten. Unser Mittagbrot hielten wir in einem Wirthshaus, das freilich weder wirthlich war, noch auch in Deutschland mit dem Namen eines Hauses beehrt worden wäre, es war nichts als eine elende, schmutzige Hütte, doch gelang es uns wenigstens einiger Eier zur Vervollständigung unserer Mahlzeit habhaft zu werden.

Noch eine bedeutende Strecke mußten wir auf immer schlechteren Wegen emporklettern, bevor wir den Kamm des Gebirges erreichten. Dann ging es auf halsbrechend steilen Wegen, hier und da an graußigen Abgründen vorbei, schnell abwärts, die Luft ward wieder milder, aber es mußte am folgenden Tag ein zweiter Gebirgspas überstiegen werden, der so hoch war, daß wir auf seinem Gipfel eine Zeit lang rings von Wolken umgeben waren. Als wir aus der dichten Umhüllung heraustraten, lag endlich tief unter uns das Meer, und über dasselbe weg winkten aus der Ferne die Thürme von Santander. Hätten wir eine Ahnung davon gehabt, was noch zu bestehen sei, bevor wir dort ein Obdach finden sollten, wir würden den Anblick dieses ersehnten Zieles mit geringerer Freude begrüßt haben. Denn kaum hatten wir uns am Fuß des Gebirges in einem elenden Gasthaus zu einem frugalen Mahl niedergelassen, zufrieden, mit ganzen Gliedern bis hierher gekommen zu sein, da trat das Schicksal in Gestalt unseres Kutschers drohend uns gegenüber. Der Mann erschien, um uns rund heraus zu erklären: bis hierher habe er uns gefahren und nicht weiter, von nun an sei der Weg so schlecht, daß sein Wagen darauf nicht fortkommen könne. Sprachs, drehte seinen Wagen um und rüstete sich zur Heimkehr.

Es klang mir das anfangs so unglaublich, daß ich es für nichts Anderes als eine ungeschickte Speculation auf unsern Beutel hielt, aber bald lernte ich es anders ansehen. Die herzuggerufenen Leute aus dem Wirthshause bestätigten, was der Kutscher sagte, sie schienen es ganz in der Ordnung zu finden. Santander ist neben Coruña die bedeutendste Stadt der spanischen Nordküste: zwei Stunden vor derselben mußten wir unsern Wagen abdanken, weil kein fahrbarer Weg bis zu ihr hin führte. Diese Thatsache spricht bededter als ein ganzes Buch über den volkswirtschaftlichen Zustand des Landes. Gegen Norden zwar hat die Natur selbst für eine Fahrstraße gesorgt, dort ist das Meer, das sich zum Glück selber in gutem Zustand erhält, aber sie auf dem trocknen Lande zu ergänzen, selbst dazu ist der Mensch zu träge. Die einzige Hauptstraße, die von Santander ausläuft, ist die, welche rechtwinklig mit der Küste nach Burgos führt.

Der Macht der Thatsachen ohnmächtigen Aerger entgegenzusetzen, nützt nichts. Wir verabschiedeten also unser Gefährt, luden unser Gepäck auf den Rücken zweier Männer, die uns zugleich als Wegweiser dienen sollten, um weiter abwärts an dem Flüsschen, welches in die Bucht von Santander fließt,

die Barke zu erreichen, in der wir unsere Reise mit einer ruhigen Fahrt über den Meerbusen zu beschließen gedachten. Nach einem einstündigen Marsch über steinigten und unebenen Boden kamen wir zwar zu dem Schifferhaus, auch das Boot war da, aber statt sich auf dem ersehnten Wasser zu schaukeln, saß es in tiefem Schlamm fest: es war Ebbe! Die Rückkehr der Flut in solchen Umgebungen abzuwarten, war eine Unmöglichkeit, es galt, unsere Wanderung bis an die Küste selbst fortzusetzen. Die Dunkelheit brach ein, keine Spur von einem Wege war zu sehn, und selbst das Licht der Sonne hatte hier nie einen beschienen, bis über die Knöchel waten wir im Sumpf, während von oben ein kalter Regen uns durchnäßte. Obendrein mußten zwei Bäche passiert werden, die beide noch nie das Joch einer Brücke oder eines Steges getragen hatten, und wo das Wasser uns bis an die Mitte des Schenkels reichte. Zwei volle Stunden brachten wir auf diesem schrecklichen Marsch zu, denn schwerer noch als uns selbst ward es den Trägern, sich in dem pfadlosen Morast vorwärts zu bewegen, und ich will es meinen Lesern selbst überlassen, sich den Zustand auszumalen, in welchem wir das Fahrhaus erreichten. Trotz Nässe, Schmutz und Schlamm durchströmte uns doch ein wahres Wonnegefühl, als wir uns endlich auf der Bank des Bootes ausstreckten, der Führer die Segel aufspannte und ein frischer Wind uns nach Santander hinüberblies, dessen Lichtern wir immer näher kamen.

Kurz nach neun Uhr stieß unser Boot an den Quai. Daß unser Gepäck sogleich mit Beschlag belegt und auf die Douane geschafft wurde, überraschte mich nicht mehr, aber begierig es wieder in meine Hände zu bekommen, sah ich mich ungeduldig nach dem Beamten um, dem ich es öffnen könnte. Des Wartens überdrüssig, richtete ich eine Frage deshalb an einen Danebenstehenden, der Mann sah mich groß an, zeigte mit dem Finger nach einer verschlossenen Thür und ertheilte mir trocken den Bescheid, das Bureau sei heute nicht mehr offen und mein Gepäck habe daher bis morgen hier zu bleiben. Hätte ich damals schon etwas mehr Erfahrung über das spanische Zollwesen gehabt, so würde es mir wol gelungen sein, dieser ärgerlichen Lage zu entgehen. So aber blieb mir nichts übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen, schleunigst die fonda de Abeilhé aufzusuchen, und um nur der Nässe und des Schmutzes ledig zu werden, mich ohne Verzug ins Bett zu legen.

Auch von Santander ging, wie sich am nächsten Tag ergab, in der nächsten Zeit kein Dampfer ab, dagegen half mir eine zufällig angeknüpfte Bekanntschaft aus der Verlegenheit. Senor P., Director einer Galmeigrube bei Torre de la Bega, etliche Meilen südwestlich von Santander, ein höchst liebenswürdiger und gebildeter Mann, hatte im Gespräch gehört, wohin ich zu reisen beabsichtigte und lud mich aufs artigste ein, ihn nach seinem Wohnort zu begleiten, und versprach von da für meine Weiterreise Sorge zu tragen. Das

Anerbieten war nach den Erfahrungen der letzten Tage zu lothend, um es auszuschlagen. Ich hatte noch Zeit genug, mich an der entzückenden Lage der Stadt satt zu sehen, die gegen Süden von einem Kranz jezt schneebedeckter Berge, derselben, die ich gestern überklettert hatte, eingeschlossen, auf einer schmalen Landzunge am Eingang einer Bucht erbaut ist, welche das Meer in die steile Felsenküste gehöhlt zu haben scheint. So fuhren wir denn nach Torre de la Vega, und nachdem mir mein gütiger Wirth den Aufenthalt bei sich auf alle Weise angenehm gemacht hatte, besorgte er mir auch noch ein Paar Pferde. Denn im nördlichen Spanien bietet das Reiten auf vielen Wegen die einzige Möglichkeit des Fortkommens. Das zweite Pferd war für mein Gepäck und den Arbeiter bestimmt, der die Thiere zurückbringen sollte. Bei dem Küstenort Gumillas begrüßte ich zum ersten Mal Myrthen und Citronenbäume, die mit Früchten beladen gruppenweise beisammenstanden. Von da an läuft der Weg bis Gijon in unaufhörlichem Wechsel von Berg und Thal immer dicht am Meer hin oder entfernt sich nur wenig davon. Wenn ich sage der Weg, so möchte freilich der Ausdruck deutsche Leser leicht irreführen, denn was hier so heißt, hat mit dem, was man in Deutschland darunter versteht, nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit.

Nach einem dreitägigen anstrengenden Ritt erreichten wir Villaviciosa und den folgenden Mittag stiegen wir in das weite, lachende Becken hinab, in welchem Gijon liegt. Dieses Städtchen verdient vor allen andern der Nordküste den Vorzug; es ist um vieles freundlicher, reinlicher und belebter und ist reizend gelegen. Die Umgegend ist trefflich angebaut und mit Maisfeldern, Aepfel-, Feigen- und Orangebäumen übersät. Von dem Hafenuai genießt man die herrlichste Aussicht, hier auf die Meeresbucht und das geschäftige Leben am Ufer, dort die bergigen Küsten, die sich landeinwärts zur Kette des asturischen Gebirges erheben und in der Ferne von dem Gipfel des Pajarés überragt werden. Weiter nach Westen zu nähert sich das Gebirge wieder mehr dem Meere, die Küste wird felsiger und die Berge höher.

Wir kamen über die Eisenbahn, welche gegenwärtig Gijon mit Oviedo verbindet und dereinst mit Leon verbinden soll. Mein Begleiter begriff nicht, daß ich nicht halten wollte, um die Dampfswagen zu besehen. Ich konnte mir nicht versagen, ihm zu versichern, daß in meiner Heimath jede Stadt von der Größe Gijons ihre Eisenbahn habe, und daß es dort Städte mit fünf und sechs Bahnhöfen gäbe. Er hörte ernst zu, von Stund an aber war der bisher so freundliche und gesprächige Bursche zurückhaltend und einsilbig, offenbar verstimmt, daß ich ihm eine so dumme Leichtgläubigkeit zutraue und er schien froh zu sein, als er sich in Aviles von seinem undankbaren Beleidiger trennen durfte.

So befand ich mich denn nunmehr auf dem Boden Asturiens, jenes von Ge-

birg und Meer eingeschlossenen schmalen Landes, welches vor Zeiten in der Geschichte Spaniens eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Von hier aus begann Pelayo seinen Heldenkampf gegen die maurischen Eroberer, von hier aus wurde das Land südlich des Gebirges ihnen wieder abgenommen, und bis auf den heutigen Tag trägt darum der spanische Thronerbe den Titel eines Prinzen von Asturien. Auch ist das Land einer solchen Auszeichnung, nicht bloß wegen dieser historischen Reminiscenz, wol werth. Freilich ist es ein abgelegener Winkel; meine Herreise hatte mich schon überzeugt, daß die Verbindung mit der Außenwelt einiges zu wünschen übrig lasse, und diese Wahrnehmung zu wiederholen, bot sich mir noch oft Gelegenheit, zum Beispiel in Bezug auf den brieflichen Verkehr. Er wird durch reitende Postboten vermittelt, in deren Gänge des schlechten Wetters halber, besonders im Winter, häufige Unregelmäßigkeiten vorkommen. Wenn der hohe Paß des Pajarés, der nach Leon führt, verschneit ist, so kommt es vor, daß wochenlang gar keine Briefe hierher gelangen. Manchmal waltet auch ein eigenthümliches Schicksal über den Gegenständen, die der spanischen Postverwaltung verfallen. So kam die Kölnische Zeitung, welche ich lese, eine Zeit lang sehr unregelmäßig, und sonderbarerweise jedesmal über Coruña hierher. Vermuthlich nahm irgend ein Postbeamter in Burgoß oder Leon die Angabe auf dem Couvert: Gazette de Cologne für Coruña und dirigierte sie wohlgemuth dahin, was mir, um so wahrscheinlicher ist, als sie regelmäßig eintrifft, seitdem die Expedition auf unsre Veranlassung die französische Angabe auf der Adresse wegläßt.

Von diesen und etlichen andern für einen civilisirten Menschen manchmal etwas lästigen Uebelständen abgesehn, ist aber Asturien ein wunderschönes Land. Infolge seiner südlicheren Lage ist der Unterschied in den Tag- und Nachtlängen merklich geringer, die Dämmerung kürzer, der Mond ist doppelt so hell als bei uns und steht, wenn er auf seinem größten Bogen culminirt, so hoch, daß man seinen eignen Schatten unter den Füßen suchen muß. Dank der Nachbarschaft des Meeres ist das Klima höchst gleichmäßig und dürfte vielleicht der gesündeste Strich auf der Halbinsel sein. Es kennt ebenso wenig die dörrende Hitze und Trockenheit der castilischen Hochebene als die Fieberluft vieler Küstengegenden am Mittelmeer. Jeden Morgen mit dem Erscheinen der Sonne springt der nächtliche Landwind in eine Brise von der See her um. Der Winter überzieht nur den Kamm des Gebirges mit Schnee, dafür stellen sich in der Nähe der Küste vom November bis März bei heftigen Weststürmen, die sich besonders zur Zeit der Aequinoctien zu wahrer Wuth steigern, häufige Gewitter und Plagregen ein. Dadurch schwellen die Gewässer, welche ohnehin in raschem Gefälle die steile Böschung des Gebirges herab-eilen, in wenigen Stunden dermaßen an, daß die Communicationen nach allen Seiten hin erschwert, meist aber ganz unterbrochen werden. Denn Brücken

gibt es fast nirgend und das hohe Wasser läßt sich nicht mehr durchwaten. Große juchene Wasserstiefeln und Kautschukmäntel sind dann für jeden, der sich im Freien bewegt, unentbehrlich. Vor kurzem hatte ich in Begleitung eines Bekannten in solcher Jahreszeit einen Ausflug in das Innere zu machen: zwei Stunden vor Oviedo von der Fahrstraße abbiegend, hatten wir auf pfadlosem Weg fast unser Ziel erreicht, als uns kurz davor ein Nebenflüßchen des Nalou den Weg versperrte, das durch die Regengüsse zu einem ansehnlichen Strom geschwollen war. Wir ließen die Pferde in einer Bauernhütte, und da es keinen Nachen gab, fuhren wir in einem hohlen Baumstamm über den Fluß. Zum Rudern dieses improvisirten Kanoes lieferte uns der Bauer eine alte Schippe und das Instrument, womit er das Brot in den Backofen schiebt. Nie, mit Ausnahme einiger Nächte im Januar, wo es schneelig riecht, sinkt das Thermometer unter 0. Bald darauf erwacht die Pflanzenwelt von neuem, und Anfang Februar ist schon wieder alles, von der Wiese bis zu den Feigen und Kastanien mit dem frischesten Grün bedeckt. Im Mai beträgt die mittlere Tagestemperatur 20° C. Schon Oviedo, welches rings von Gebirgen umschlossen, bedeutend höher liegt, hat ein viel rauheres Klima. Die gesunde Luft an der Küste lockt daher alljährlich viele Gäste aus dem Innern herbei. Ganze Karavanen derselben kommen im Sommer herbei, namentlich um auf dem Arenat (den Dünen) von Gijon und Aviles das Seebad zu genießen, und alle, Herren und Damen auf ihren buntgeschirrten, mit Glöckchen behangenen Maulthieren reitend, beleben dann die Gegend auf's anmuthigste. Dieses milde Klima zeitigt die schönsten Früchte und Gemüse in seltener Güte. Im Januar erscheinen täglich fast auf unserm Tische Schoten, Blumenkohl &c., die im neuen Jahr in unserm Garten gepflückt sind, Anfang April gibt es die aromatischsten Erdbeeren und Melonen, und beides in solcher Fülle, daß man sie um einen Spottpreis kauft. Pflirsche, Aprikosen und Feigen werden wie in Deutschland die Äpfel verkauft und geessen. Einzelne Gegenden sind von hoher landschaftlicher Schönheit. Am Eingang des Hafens von Aviles auf einer senkrechten Felswand liegen die Ruinen eines alten Forts, das ehemals zur Vertheidigung der Hafeneinfahrt gedient hat; unter dem Trümmerhaufen liegen noch viele lange gußeiserne Kanonen, die aber keine Inschrift tragen. Von diesem Castillo aus hat man eine wundervolle Aussicht auf das Meer, das sich zu Füßen an dem Felsen bricht, auf die Stadt Aviles selbst, auf einen großen Theil der Küste und des Innern, wo die Schneeberge den Horizont begrenzen. Einen unbeschreiblichen Anblick gewährt es, wenn beim heitersten Wetter plötzlich das Meer anfängt wild zu werden. Dann wissen wir, daß es weiter nördlich, im Kanal, Sturm gegeben hat. Bis hierher wird dann die Fläche aufgewühlt und schäumt

und wirft klasterhohe Wellen, während über dem zornigen Elemente die reinste Himmelsbläue sich spannt. Wen ließe es wol gleichgiltig, wenn er in dunkler Nacht die Meereswogen beobachtet, die sich dumpf brausend und phosphorartig leuchtend an der Küste brechen, während aus den Bergen die eigenthümlichen, schwermüthigen Melodien der asturischen Volkslieder herüberklingen!

Leider sind die der Küste zunächst liegenden Anhöhen ganz kahl, weil in früherer Zeit aller Wald dort weggeschlagen worden ist, um das Holz zu Schiff nach dem südlichen Spanien zu schaffen. Weiter oben im Gebirge und in Galizien gibt es noch große Massen Wald, nur wird damit jetzt dasselbe Unwesen getrieben wie früher mit jenen. In Muros, einige Stunden weiter hinauf, tief in den Bergen und Wäldern lebt seit etlichen Jahren ein deutscher Forstmann, aus Darmstadt gebürtig, und dirigirt dort für eine englische Gesellschaft die Fällung von Eichenwäldern zu Schiffbauholz, das dann in dem kleinen Hafen Pravia nach England verschifft wird. Dort ist das Land auf weite Strecken ganz unbewohnt, sehr rauh, im Winter mit tiefem Schnee bedeckt und mit nichts als dichtem Wald, wahren Urwald bewachsen. Dort hausen noch Wölfe und Bären, auch einzelne Gemsen werden angetroffen, das Naturaliencabinet der Universität Oviedo enthält von allen dreien sehr schöne einheimische Exemplare. In besonders großer Menge gibt es aber im ganzen Lande Raubvögel; unter ihnen zeichnen sich die Geier aus, von denen man mitunter kolossale Exemplare zu Gesicht bekommt. In den untern Gegenden sind die Füchse über die Maßen zahlreich und unverschämt. Kürzlich erst schoß ich einen von meinem Fenster aus, grade als er im Begriff war, mit einem unsrer fettesten Hähne zu entweichen. Das Gouvernement in Oviedo zahlt für jeden erlegten Fuchs eine Prämie von sechs Realen, weshalb die Bauern sie häufig jagen und die Ohren der erlegten nach Oviedo tragen, um sie gegen den ausgesetzten Preis auszutauschen.

Sehr reich ist Asturien an geflügeltem Wildpret, an wilden Enten, Gänsen, Schnepfen, Wachteln und Rebhühnern; letztere sind von dem gemeinen deutschen Rebhuhn verschieden, sie haben rothe Köpfe und Beine, was ihnen ein sehr zierliches Aussehen gibt. Es ist merkwürdig, welche große Zahl von Varietäten der nämlichen Art, besonders unter den Wasservögeln hier vorkommt; von Enten, Wasserhühnern und dergl. sind mir deren schon fünf bis sechs vorgekommen. Etwa anderthalb Stunden nordwestlich von Aviles liegt eine kleine unbewohnte Felseninsel, Deba. Sie ist ganz von wildwachsendem Riesenf Kohl bedeckt, in welchem viele Tausende von wilden Kaninchen hausen, und der sie aller Nahrungsorgen überhebt. Außer ihnen wird das Eiland nur noch von einer zahllosen Menge Seemöven bewohnt, die auf den kahlen, der Sonne zugekehrten Theilen des Bodens ihre Nester bauen und den Felsen

in dichten Schwärmen umkreisen. In Begleitung etlicher anderer jungen Leute unternahmen wir neulich eine Spaziersfahrt dahin. Wir hatten uns mit Lebensmitteln, Decken und Kleidern versehen und schlugen damit, nachdem wir die öde Insel durchstrichen, Eier gesammelt und ein paar Kaninchen geschossen hatten, unser Vivouac für die Nacht auf, doch dachte niemand von uns an Schlaf: die Majestät des gestirnten Himmels, das Brausen des brandenden Meeres hielten Auge, Ohr und Gemüth wach.

Obgleich das Land mit Ausnahme einzelner Striche, wo, wie in der kleinen Halbinsel de Peñas, der Boden aus nichts als dem nackten Felsen besteht, eine große Fruchtbarkeit besitzt, so ist doch die Bevölkerung dünn und der Anbau noch höchst mangelhaft. Oben im Gebirg ist es, wie schon erwähnt, so gut wie gar nicht bebaut, höchstens daß hier und da ein ärmliches Häuschen von einem kleinen Stück Maisfeld umgeben zu finden ist, das Uebrige, was nicht Wald ist, dient nur zur Weide für etliche frei herumlaufende Pferde und Rinder. Die aldeas oder pueblös, die kleinen Dörfer, in denen der asturische Bauer wohnt, führen fast alle den Namen irgend eines Heiligen, wie San Juan, Santiago, San Martin, San Cristobal, Santa Maria del mar. Sie bestehen nur aus wenigen zerstreuten kleinen Häusern, aber selbst dem kleinsten fehlt gewiß nicht eine Kirche oder Kapelle, die größeren haben deren gar zwei. Jede Besetzung pflegt mit einer niedrigen Mauer von losen Steinen umgeben zu sein, drin steht das Häuschen tief in frischem grünen Buschwerk zwischen Tamarinden, Feigen und Lorbeerbäumen. Die Maisfelder daneben erhöhen die Anmuth eines solchen Bildes, besonders zur Zeit ihrer Blüte. Aber wie viel Land liegt daneben unbenutzt, welches die schönsten Feldfrüchte tragen könnte! Von unsern Getreidearten wird nur wenig gebaut und dieses Wenige auf eine ganz eigenthümliche Art eingeerntet. Man schneidet nämlich zuvörderst mit einer Art hölzerner Scheere die Aehren einzeln ab und erst wenn diese gesammelt sind, wird das Stroh für sich mit Sichel abgemäht. — Außer dem Mais cultivirt der asturische Bauer noch eine Art Distel, rosa genannt, die eine bedeutende Höhe erreicht und förmlich baumartig wächst; er benutzt sie als Brennmaterial, da bei dem Mangel an Wegen es schwierig ist, Holz aus dem Gebirge zu beziehen, denn sie fängt, selbst bevor sie noch getrocknet ist, ungemein leicht Feuer, und erzeugt eine helle prasselnde Flamme.

Jeder von diesen paisanos besitzt ein paar Kühe, Ochsen, Schweine und Hühner, die vollständig zu seiner Familie gehören und mit denen er auf dem vertrautesten Fuße lebt. Das Innere der Häuser besteht in der Regel nur aus zwei Räumen, der eine davon dient als Küche, der andere zum übrigen gemeinschaftlichen Gebrauch für Mensch und Vieh; übrigens haben beide ohne Unterschied auch zur Küche freien Zutritt. Das ganze Innere des

Hauseß ist kohlschwarz von Ruß, denn in der Küche brennt das Feuer unmittelbar auf dem Erdboden, der Luxus eines Herdes ist hier noch unbekannt und der Rauch zieht ab, wohinaus er will und kann. Um das Feuer herum kochen die Bucheros eines der spanischen Nationalgerichte, bestehend aus Saubohnen, Kohl, Speck und Erbsen, die zusammengekocht und dann mit ranzigem Del angemacht werden. Denn ranzig schmeckt alles Del in Spanien; es kommt das daher, daß man die Oliven erst faulen läßt, weil sie dann mehr Ausbeute an Del geben, und daher bekommt es jenen abscheulichen widerlichen Geruch und Geschmack, die es für den Ausländer gradezu ungenießbar machen, die aber der Spanier grade überaus köstlich findet. — Die reicheren Bauern, die etwas mehr Feld besitzen, haben außer diesem Häuschen noch ein zweites, das als Scheune dient, und darin schlafen sie dann auch vom Vieh getrennt. Um diese Scheunen den Ratten und andern Thieren unzugänglich zu machen, stehen sie nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern auf vier niedrigen steinernen Säulen, und zum Eingang führen etliche kunstlose Stufen hinauf. An der Außenwand hängen rings herum, geschützt durch das weit überhangende, nach allen vier Seiten abfallende Breterdach, das mit Steinen beschwert ist, die schönen gelben Maiskolben, die diesem schwebenden Häuschen ein äußerst freundliches Ansehen geben.

Die Geräthschaften, deren sich der asturische Bauer bedient, können nicht einfacher gedacht werden, so daß sie lebhaft an die patriarchalische Urzeit des menschlichen Geschlechts erinnern. Jeder von ihnen besitzt einen oder zwei Ochsenkarren, welche das dürftigste Fuhrwerk repräsentiren, das es geben kann. Man denke sich zwei eisenbeschlagne kreisrunde Holscheiben, die an einer Axe feststehen und die Stelle der Räder vertreten, auf der Axe liegen zwei hölzerne Stangen, welche die doppelte Bestimmung haben, die Last zu tragen und als Deichsel zu dienen, denn an sie werden die Ochsen, welche den Karren ziehen, mit den Hörnern festgebunden. Das ist die ganze Maschine. Die Karrenräder und die Achse werden absichtlich nie geschmiert, damit sie so stark als möglich freischnen, denn der Asturier behauptet, daß die Ochsen dann desto besser gehen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß diese Karren einen ohrenzerreißenden Lärm machen, den man, ohne Uebertreibung, Viertelstunden weit hört. Dieses einfachste aller Fuhrwerke leistet dennoch dem Asturier auf seinen schlechten Wegen die besten Dienste. Er kümmert sich auch nicht viel darum, ob er Weg findet oder nicht, mit seinem Karren kommt er überall durch, kein Berg ist ihm zu steil, kein Steinicht zu holperig. Zur Führung seines Ochsengepanns hat er nichts weiter als eine lange Stange; will er sie antreiben, so sticht oder schlägt er sie damit, um sie zu lenken, hält er sie bald auf der einen bald auf der andern Seite, und sollen sie stehen bleiben, so hält er sie ihnen quer vor den Kopf. Wo möglich noch

einfacher ist der Pflug. Derselbe hat gar kein Rädergestelle; wie auf den ältesten Sculpturen des Orients vertritt die Pflugschar ein verticales, unten mit Eisen beschlagenes Stück Holz, welches die Erde, wie natürlich, nur nothdürftig aufreißt, dieses ist vermittelt eines Pflockes an eine horizontale Stange befestigt, die als Deichsel dient und somit den Pflug vollendet.

Die Hauptbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung Asturiens bleibt die Viehzucht, und ihr verdanken wir, wonach man sich im übrigen Spanien vergebens sehnt, reichliche und treffliche Butter; sie wird in Därme gefüllt und kommt dahin in Gestalt von Würsten zum Verkauf. Auch das Fleisch ist billig, ein Ochse ist durchschnittlich 40 Thlr. werth, ein Schaf $1\frac{1}{2}$ Thlr. Das selbe gilt von Wildpret und Fischen; einen Hasen kauft man für 8 Sgr., einen großen Hummer für die Hälfte, von den Austern kann man ohne große Uebertreibung sagen, sie seien umsonst zu haben. Es ergibt sich hieraus, daß die Lebensmittel hier zu Lande überhaupt billig sind. Dagegen trinkt man im Allgemeinen wenig Wein, da das Land so gut wie gar keinen baut, dafür wird aber cidra, Aepfelwein, in desto größeren Quantitäten verbraucht, und der genügsame Magen eines Asturiers ist vollkommen zufrieden gestellt, wenn er zu seinem Aepfelwein ein paar Hände voll Kastanien hat. Der Wein wird in der Regel nicht anders als in ledernen Schläuchen aufbewahrt. Die maragates, Maulthiertreiber, bringen ihn und vorzugsweise den weißen castilischen über das Gebirge hierher. Natürlich nimmt der edle Trank von dem Bocksfell einen häßlichen Geruch und Beigeschmack an, der einem nichtspanischen Magen keineswegs eine Veredelung der Blume dünkt. Unter den Küstengegenden des hispanischen Meeres ist Navarra die einzige, welche nennenswerthen Weinbau treibt; es erzeugt einen feurigen, sehr wohlgeschmeckenden Rothwein, allein infolge der höchst mangelhaften Communicationen hat derselbe, da er in großer Menge producirt wird, nämlich auf Boden, der für nichts Anderes taugt, nur einen sehr geringen Werth im Lande. Ja es kommt dort häufig vor, daß er statt in Fässern in steinernen Cisternen aufbewahrt, und um ihn vor der Verührung der Luft zu schützen, einfach mit einer Schicht Del bedeckt wird.

Will man ein Beispiel davon haben, was die Mechanik dem Asturier bedeutet, so muß man sich die Mühlen ansehen, die von den kleinen Gebirgswässerchen getrieben werden. Wie oft trifft man an deutschen Bächen Mühlenwerke, die beredte Zeugen dafür sind, mit welcher Fähigkeit sich die Liebe zum Hergebrachten, sei es auch noch so unvollkommen, gegen die Fortschritte der Wissenschaft wehrt; sie sind aber wahre Kunstwerke gegen die hiesigen. Diese bestehen aus einem ganz kleinen Häuschen, etwa sechs Fuß breit, zehn Fuß lang und acht Fuß hoch und sind so gebaut, daß der Bach durch sie hindurchfließend ein kleines horizontales Wasserrad, eine Art Turbine, schnell umdreht.

Unmittelbar an der Aße dieses Rades ist der Läufer befestigt, der die Maiskörner mahlt, welche ihm durch einen großen hölzernen Trichter zugeführt werden. An der Peripherie des Läufers fällt das gelbe Mehl heraus in den Kasten und ist zum Brothacken fertig. Auch hierin ist also das Aeußerste an Einfachheit geleistet. Es hat hier wahrscheinlich schon Jahrhunderte lang Turbinen gegeben, ehe sie bei uns zur Anwendung gekommen sind. Früh Morgens nun geht der Müller hinaus zu seiner Mühle, schüttet in den großen Holztrichter so viel Mais, als den Tag über gemahlen werden kann und kümmert sich dann vor dem Abend nicht weiter darum. An den Kasten aber, in welchem das Mehl aufgefangen wird, bindet er eine Kage mit einem Strick fest, damit nicht etwa die Ratten in Abwesenheit des Müllers das Mehl wegessen.

Im Spätsommer, wenn die Erntezeit vorüber ist, werden in den Dörfern die romerias, die Kirchweihen gefeiert. Das junge Volk, Burschen und Mädchen in ihrem besten Staat mit schreiend bunten Farben aufgepuzt, versammelt sich dann unter einem großen Baume neben der Kirche, der Dudelsack läßt sich hören, die Paare stellen sich in zwei geraden Linien einander gegenüber, und nun beginnt, ohne daß sich die Tanzenden von ihrem Plaze bewegen, einer jener ausdrucksvollen Tänze, der mit seinen beredten, zuletzt oft leidenschaftlichen Geberden zu einer wahren mimischen Sprache sich gestaltet. Kein solches Fest ist vollständig, wenn es nicht am Ende durch eine Schlägerei gekrönt wird. Dann ziehen die Burschen ihre großen Kneife aus dem Gürtel, doch meist nur um unblutige Demonstrationen damit zu machen, denn der Asturier ist nicht so heißblütig wie der Andalusier, der seine Freude am Blut hat, er ist vielmehr gutmüthig und gefügig, dafür geht ihm aber auch die schwungfertige Beweglichkeit dieses ab, er zeigt sich im Allgemeinen schwerfällig und beschränkt.

Um die Sittlichkeit der Bevölkerung überhaupt, steht es höchst bedauerlich, es ließe sich über diesen Punkt viel sagen, wenn hier der Ort dazu wäre. Den Vasken rühmt man nach, daß sie sich in dieser Hinsicht rühmlich vor ihren Landsleuten auszeichnen. Bei alledem sind die Leutchen gewaltig fromm und fehlen niemals in der Messe und Beichte. Freilich gehen ihnen die Pfaffen nicht eben mit dem besten Beispiel voran; viele derselben scheuen sich nicht, öffentlich den ärgsten Scandal zu treiben. Schon ihre äußere Erscheinung stößt gemeiniglich durch ihre Widerwärtigkeit ab, sie sind dick und feist, und besonders die Landgeistlichen über die Maßen schmutzig. Nicht besser sehen die Kirchen und Kapellen der Dörfer aus; Hunde laufen ungehindert darin herum, und während die Gemeindemitglieder ihre vorgeschriebenen Gebete herplappern, suchen sie sich — es ist dies der einzige Fall, wo sie mit der Zeit geizen, — gegenseitig das Ungeziefer ab, eine Kunst, in der sie es in

der That zu einer unglaublichen Fertigkeit gebracht haben. Einen noch widerlicheren Eindruck als die Kirchen machen die Begräbnißplätze. Ich besuchte kürzlich einen derselben, es war ein kleiner viereckiger, von Mauern umschlossener Raum. Dorthin werden die Leichen, in ein altes Tuch oder Kleidungsstück eingewickelt, gelegt, und etwa einen Fuß hoch mit Erde bedeckt. Fehlt es an Platz, so legt man sie übereinander, wie es grade trifft. Manchmal wäscht der Regen die dünne Erdschicht weg, und es kommen dann die Gebeine oder Gliedmaßen in Ekel erregender Weise zum Vorschein. Gewiß, die Art, wie ein Volk mit seinen Todten umgeht, darf als ein sicheres Zeichen seiner ganzen sittlichen Cultur angesehen werden. Wie lernt man in solcher Umgebung die sinnige Sorgfalt lieben, die in Deutschland die Stätte der Verwesung mit dem stillfreundlichen Gewand eines Blumengartens umhüllt! —

Im November beginnt in Asturien die Zeit der Auswanderung nach der Habana. Die Häfen von Gijon und Oviedo beleben sich dann in ungewöhnlicher Weise. Es ist nämlich von Alters her Sitte, daß die jungen Burschen von zwölf bis zwanzig Jahren dorthin auswandern, um ihr Glück zu suchen, und womöglich als reiche Leute zurückzukehren. Sobald daher ein Junge durch Sparen und Arbeiten Geld genug zusammengebracht hat, um die Ueberfahrt zu bestreiten, so schiffte er sich ein, und seine Eltern sind ihm mit allen Kräften behilflich, um dies zu ermöglichen, denn es ist ein förmlicher Stolz für sie, einen, zwei, auch noch mehr Söhne in der Habana zu haben. Sie fahren zu Anfang des Winters hier fort, um nicht in der heißen Jahreszeit drüben anzukommen. Aber trotzdem ist die Sterblichkeit unter diesen jungen Auswanderern sowol auf der Reise als in Cuba entsetzlich, man rechnet, daß über die Hälfte von ihnen ihr Vaterland nicht wiedersehen, und doch ist ihre Anzahl von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, weil es zu sehr in die Augen sticht, von Zeit zu Zeit einmal einen, der als armer Bursche von zu Hause fortgegangen war, als reichen Americano zurückkommen zu sehen. Eine Folge dieser fortwährenden Auswanderung ist, daß die männliche Bevölkerung Asturiens um vieles schwächer ist als die weibliche, und daß es dem Ackerbau und der aufkeimenden Industrie, die beide in diesem Lande den ergiebigsten Boden finden könnten, außerordentlich an Armen fehlt. Man kann diese Scharen der kräftigsten Leute nicht ohne Jammer so aus ihrer schönen Heimath fortziehen sehen, die so dünn bevölkert ist, daß sie die dreifache Anzahl der gegenwärtigen Bewohner tragen, ernähren und selbst reich machen könnte, aber es ist wie ein dämonischer Zug, der sie dem Tode in einer der ungesündesten Gegenden der Welt in die Arme treibt. Aber es fehlt einmal dem Asturier wie dem Spanier überhaupt die Fähigkeit, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Genügsam wie er ist, kennt er nicht die rastlose Betriebsamkeit der germanischen Race, und der Zweck seiner Arbeit ist

eigentlich doch nur der, sich den Müßiggang zu verdienen. Wer von einem spanischen Diensthboten auch nur die Leistungen des gewöhnlichsten deutschen Dienstmädchens erwarten wollte, würde sich arg verrechnen. Wir selbst hatten diese Erfahrung zu machen. Wir hatten eine Spanierin in Dienst genommen, um die Wäsche zu waschen und in Stand zu halten; aber um keinen Preis wollte sie vor $\frac{1}{2}$ 9 Uhr aufstehen. Dann brauchte sie eine volle Stunde zu ihrer Toilette exclusive des Waschens, denn diese Operation, glaube ich, führte sie an sich selbst niemals aus, — so daß sie nach überstandnem Frühstück gegen 11 oder 12 Uhr bereit war, an die Arbeit zu gehn. Die größte tägliche Arbeit, die sie jemals in unserm Dienst vollbracht hat, ist drei Hemden geplättet zu haben. Dies als ein Beispiel unter vielen. Um daher unsern Haushalt zu versorgen, namentlich auch um der spanischen Küche zu entgehen haben wir eine französische Köchin angenommen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die große Anzahl der katholischen Feiertage, an denen die Arbeit streng untersagt ist, diesen allgemeinen Hang zum Müßiggehen unterstützt. Der December allein zählt mit Einschluß der Sonntage sechzehn Feiertage. Beiläufig gesagt sind diese zugleich Fasttage, doch ist die Pflicht nicht allzu schwer: man kann sich die Dispensation davon für monatlich vier Realen kaufen.

Bei dieser Lage der Dinge ist es denn auch gekommen, daß hier wie an unzähligen andern Orten der Halbinsel die Schätze des Bodens ungehoben geblieben sind, weil es dem Volke an Fleiß und Unternehmungsgeist gebricht. Asturien gehört in Bezug auf diejenigen Gaben der Natur, welche die Vorbedingungen einer blühenden Industrie sind, zu den bevorzugtesten Theilen des Landes; es hat mächtige Kohlenlager und die ganze nördliche Gebirgskette besitzt einen unerschöpflichen Reichthum an Galmei, Blei und selbst Silber, aber man braucht nur das mineralogische Cabinet zu Oviedo zu besuchen, um sich zu überzeugen, wie sehr der Spanier diese Schätze vernachlässigt: es besitzt einheimische Mineralien so gut wie gar nicht. Um einen Anfang zu ihrer Ausnugung zu machen, hat es ausländischer Kräfte und fremder Capitalien bedurft. Ein in dieser Beziehung höchst bemerkenswerthes Unternehmen ist das in der Nähe von Aviles bei Arnao gelegene, von belgischen und französischen Capitalisten seit einigen Jahren begründete Etablissement, welches die Ausbeutung der Mineralschätze Asturiens zum Zweck hat. Die Gesellschaft führt den officiellen Titel Real Compañia Asturiana. Das großartige Hüttenwerk liegt in einer höchst malerischen Thalsenkung dicht an der Küste, dicht daneben befindet sich eine Kohlengrube; nachdem die obern Schichten des Kohlenflözes aufgebaut worden sind, ist die Gesellschaft jezt damit beschäftigt, in einer Tiefe von zweihundert funfzig Fuß und zwar unter dem Meeresboden, wohin der Stollen reicht, eine Dampfmaschine aufzustellen, um die Förderung weiter fortsetzen zu können. Auch weiter landeinwärts hat die Gesellschaft mehre Kohlen-

selber erworben, welche die Untersuchung bereits als abbaumwürdig erkannt hat, aber die größte Schwierigkeit für ihre Benützung liegt in der baaren Unmöglichkeit, die Kohle an der Stelle, wo sie zu Tage gefördert wird, auf den jetzt vorhandenen Wegen zu transportiren. Sie wird sich daher, um sie benützen zu können, genöthigt sehen, auf eigne Rechnung sich Straßen zu bauen. Hat sie ja doch schon von der Hütte aus eine vier Kilometer lange Eisenbahn, welche mittelst eines Tunnels von sechshundert Metres Länge einen Berg durchschneidet und mit Maulthierien betrieben wird, bis nach San Juan, dem Hafen von Aviles, gebaut, wo die Fabrikate unmittelbar zu Schiffe verladen werden. Der grimmigste Feind derselben ist Flugsand, denn bei starkem Wind und trockenem Wetter rücken die Kämme der Dünen mit großer Geschwindigkeit und unaufhaltsam von ihrer Stelle und bedecken sie dann oft in Zeit von wenigen Stunden mannshoch mit dem feinen, rundkörnigen Meeresand, dessen Entfernung großen Aufwand an Zeit und Geld erfordert. Darum hat die Gesellschaft die Dünen, die in ihrem jetzigen nackten Zustand nicht den mindesten Werth haben, um ein Spottgeld angekauft und sie mit Esparto bepflanzt, um sie zu fixiren. Sollte ihr die Fertilisirung dieses Sandstriches ebenso gelingen, wie der französischen Regierung die der Landes, so wäre dies allein ein glänzendes Geschäft. Es hat aber diese Fixirung des Arenals noch eine weitergehende Wichtigkeit: es scheint nämlich von ihr die Erhaltung des Hafens von Aviles abzuhängen, weil dann der Sand von dem Winde nicht mehr in denselben getrieben werden und ihn mehr und mehr versanden könnte, wie bis jetzt unaufhörlich geschehen ist und noch geschieht. Die Zunahme des Sandes und infolge dessen das Zurücktreten des Meeres scheint ziemlich schnell vor sich zu gehen. Es wird behauptet, daß vor etwa hundert Jahren Aviles noch dicht am Meer gelegen habe, während es gegenwärtig nur noch durch die Ria mit demselben in Verbindung steht, und eine halbe Stunde davon entfernt ist. Auch das alte Kloster von Raices, dessen Ruinen jetzt einem Bauer mit seinem Vieh zur Wohnung dienen, soll damals dicht an der Brandung gestanden haben, jetzt wird es durch einen Sandgürtel von mehr als einer Viertelstunde Breite davon getrennt.

Die günstigen Vorbedingungen dieser jungen Industrie, welche geeignet wären, sie zur Rivalin der belgischen und englischen zu machen, erleiden freilich durch die trübselige Lage des Landes vielerlei Einschränkungen. Zunächst hält schon der spanische Arbeiter durchaus keinen Vergleich mit dem belgischen oder britischen aus. Man muß einen solchen selbst gesehen haben, wie er mit der höchsten Gemüthsruhe und Gemüthlichkeit seinen Tabak aus der Tasche holt, ihn dann schneidet, darauf in das Papier rollt, und nun erst dahin gelangt, die fertige Cigaretta anzuzünden, die in wenigen Minuten zu Asche gebrannt ist und daher bald wieder durch eine neue ersetzt werden muß; man

wird dann gestehen, daß der berühmte deutsche Maurerschwamm hier weit übertroffen wird. Vergebens haben die Directoren der Fabrik versucht, den Arbeitern diese Zeitverschwendung abzugewöhnen, alle Verbote, bei der Arbeit in der Fabrik zu rauchen, haben diese als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte zurückgewiesen. Da ich einmal von diesen Arbeitern spreche, muß ich doch auch einer sonderbaren Naschhaftigkeit erwähnen, die ihnen eigen ist. Sie ziehen es nämlich gern vor, das Del, welches ihnen zum Schmieren der Maschinen verabfolgt wird, selbst zu trinken, und man ist dadurch genöthigt worden, es vor dem Gebrauch auf eine besondere Art zu präpariren, um ihnen das Gellüst danach zu verbieten. Wie schwierig und kostspielig ferner die Transporte hier zu Lande sind, erhellt schon aus dem, was ich oben angeführt habe. Wo es Straßen gibt, sind sie zwar vortrefflich, aber es gibt eben nur wenige. Es sei beispielsweise nur bemerkt, daß von Aviles nach Gijon keine directe Straße führt, wer zu Wagen von dem einen Orte zum andern reisen will, muß den Umweg über Oviedo machen! Nicht das Nämliche gilt von den Eisenbahnen. Allerdings ist ihre Zahl und Länge auch geringfügig, aber der Betrieb darauf, — ich rede zunächst von der Gijon-Oviedobahn — über alle Begriffe nachlässig, so daß sie, die von so großer Bedeutung sein könnte, fast zu gar nichts nützt. An bestimmte Abfahrts- und Ankunftszeit ist nicht zu denken, der Maschinist fährt fort oder wartet, wie es ihm eben beliebt. Oft bleibt ein Zug ohne allen nachweislichen Grund auf einer Station liegen und die Passagiere mit ihm. Ein Tunnel, durch den die Bahn geht, ist dem Einsturz nahe, so daß die Passagiere vor demselben aussteigen und zu Fuß über den Berg gehen müssen, um auf der andern Seite wieder einzusteigen. Das Nämliche geschieht bei einer schiefen Ebene, die so lang und so steil ist, daß schon unzählig oft die Seile gerissen sind. Es ist niemandem zu verdenken, wenn er dies für eine Satire hält, ich kann aber versichern, daß es buchstäblich wahr ist.

Rechne man nun noch hinzu, daß die Regierung in ihrer chronischen Finanznoth ein Auskunftsmittel in drückenden Steuern und Zöllen sucht, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn es die Gesellschaft vortheilhafter findet, nur einen Theil ihrer Erze an Ort und Stelle zu verhütten und das Uebrige nach Belgien und England zu verkaufen, wo ihr sehr hohe Preise dafür bezahlt werden. Selbst da aber, wo die Regierung Miene macht, die Industrie zu unterstützen, vergreift sie sich gewöhnlich in ihren Mitteln ganz und gar. So hat sie vor kurzer Zeit viele Millionen Realen darauf verwendet, in Ribadesella, westlich von Gijon, einen großen und wirklich prächtigen Hafen anzulegen, und der ganze Verkehr dieses Platzes beschränkt sich jährlich auf zwanzig bis fünfundzwanzig ein- und auslaufende Schiffe. Wäre nur die Hälfte dieser Summe auf den Hafen von Aviles verwendet worden, dessen

Verkehr sich auf dreihundert Schiffe in der gleichen Zeit beläuft, so wäre seiner Industrie schon längst geholfen, und man würde nicht alljährlich mehrmals das Schauspiel eines in der Ría gestrandeten Fahrzeuges haben.

Das ärgste von allen Hindernissen für das Emporkommen einer einheitlichen Industrie in Spanien ist und bleibt aber immer der schwankende politische Zustand des Landes. Jeder Ministerwechsel, und alle Welt weiß, wie viele es in den letzten zehn Jahren erlebt hat, bringt veränderte volkswirtschaftliche Ansichten, oder was vielleicht richtiger wäre, veränderte Gunst und Ungunst zur Geltung, so daß der industrielle Unternehmer nie mit Sicherheit darauf bauen kann, auf wie lange seine Berechnungen zu den wirklichen Verhältnissen passen werden. Selbst die Gerechtigkeitspflege folgt diesen Schwankungen der Politik. Daraus ergibt sich bereits, daß es vor der Hand nur dem großen Capital möglich ist, in Spanien Erfolge zu erzielen. Beispiele erläutern diese Lage weit eindringlicher als Beweisführungen. Die eben genannte Gesellschaft hat bei Cumillas eine Galmeigrube, für deren Besitz sie bereits sechs Prozesse mit ein und demselben Gegner hat führen müssen; diese hat sie abwechselnd gewonnen und verloren, und es sind in dieser Sache ebenso viele königliche Decrete erlassen worden, die derselben den Besitz das eine Mal zu, das andere Mal absprechen. Das letzte Mal hat sie den Proceß gewonnen, und ist demzufolge zum dritten Mal durch königliches Decret für die rechtmäßige Besitzerin der Grube erklärt, aber niemand steht ihr dafür, daß beim nächsten Ministerwechsel dieses Urtheil durch königliches Decret cassirt und die Sache zum siebenten Mal von vorn angefangen werden muß.

So muß es denn ebenfalls eine Folge der politischen Zerrüttung genannt werden, daß nirgend in der Verwaltung ein geregelter, stetiger Gang herrscht. Die redlichste, wohlmeinendste Regierung wird sich in den wohlthätigsten Maßregeln gehemmt, in dem ehrlichsten Streben aufgehalten sehen, weil sie sich auf ihre Organe nicht verlassen kann. Die Depravation des Beamtenstandes ist die Quelle der schlimmsten Uebel in Spanien, sie schadet gegenwärtig dem Lande nicht weniger als seit Jahrhunderten der blinde Fanatismus der Kirche. Welches Land, dieses Spanien, das mit seinen Reichthümern und seiner herrlichen Lage eines der ersten Europas sein könnte, wenn nicht seiner Bevölkerung alle Tüchtigkeit abhanden gekommen wäre! Auch hier möge ein Beispiel aus vielen das Gesagte erläutern. Kürzlich war auf der Rhede eines der nördlichen Häfen ein holländisches Schiff gescheitert. Durch Sachverständige wurde es für verloren erklärt und der Capitän verzichtete darauf, indem er es der Versicherungsgesellschaft überließ. Nach spanischem Gesetz hatte die Hafenbehörde das Wrack ans Land zu schaffen, es öffentlich zu versteigern und den Ertrag nach Abzug der Kosten der Versicherungsgesellschaft, als der nunmehrigen Besitzerin des Schiffes, zuzustellen. So geschah denn auch. Die

Kosten der Vergung betrug 23,000 Realen und das Schiff wurde für 65,000 Realen verkauft. Allein der Hafencommandant setzte für Vergungskosten 56,000 Realen in Rechnung, lieferte demnach 9000 Realen als Ueberschuß ab und behielt die andern 33,000 Realen als Provision für seine persönlichen Bemühungen. Eine solche schamlose Handlung ist schlimm genug, aber das Schlimmste dabei bleibt immer die Oeffentlichkeit, mit welcher dergleichen schmutzige Geschäfte betrieben werden, denn sie zeigen, daß eines der größten Güter der wirklichen Civilisation, die Controle durch die öffentliche Meinung, vollständig fehlt. Alle Welt weiß diese Geschichte, und man spricht davon als von etwas, das sich eben von selbst versteht. Der Posten des Zollbeamten in Trun trägt nur den spärlichen Gehalt von 4000 Realen, dennoch wird er mit dem größten Eifer gesucht. Denn die auf dem großartigsten Fuße betriebene Pascherei macht ihn zu einer der einträglichsten Stellen, die von den madrider Behörden nur besonders Begünstigten vergeben wird.

Wer diese Erscheinungen, wie ich sie zum Theil im Vorstehenden zu schildern versucht habe, rings um sich her beobachtet, wird der noch im Zweifel darüber bleiben können, warum alle Anstrengungen, die nunmehr seit einem halben Jahrhundert gemacht worden sind, Spanien die politische Freiheit zu erringen, nicht weiter geführt haben, als zu immer neuen krampfhafsten Zukun-
 gungen, die wie ein innerliches Fieber die Lebenskraft mehr und mehr schwächen und abtödten? Nicht auf dem Gebiet der politischen Doctrin ist zunächst das zu suchen, was Spanien noththut, weder die noch jene Constitution vermag seine Gebrechen zu heilen, und mögen nun Progressisten oder Moderados oder sonst welche Partei am Ruder sein, das Land verkommt unter den einen so gut wie unter den andern. Soll es in Spanien besser werden, so muß der sittliche Zustand des Volkes gehoben werden, es muß arbeiten lernen, es muß das lebendige Gefühl für Recht und Unrecht wieder finden, es muß auch über seine materiellen Bedürfnisse und Hilfsquellen aufgeklärt werden, es muß Vertrauen fassen zur Verwaltung und zur Unparteilichkeit der Rechtspflege, — lauter Dinge, für die ihm heute die Begriffe ganz und gar abgehen. Dies ist nach meinen Beobachtungen die erste und vornehmste Aufgabe einer vernünftigen Regierung in Spanien, und nur insofern von einer liberalen Regierung das Erfassen derselben eher zu hoffen steht, muß man auch jetzt der liberalen Partei das Uebergewicht im Lande wünschen.